

Hans-Günter Marcieniec

Rede an die „Ehemaligen“,

gehalten am 17. März 2007

im Hotel „Zur Erholung“ in Alsfeld

im Gedenken an die 80-sten Geburtstage

von

Christa und Hans-Günter Marcieniec

(17.03.27 und 20.12.26)

Meine sehr verehrten Damen und Herren -

bitte, nicht erschrecken und protestieren -

aber so viel Zeit für eine Anrede, die meinen Respekt vor Ihren bzw. Euren Leistungen als tragende und führende gesellschaftliche Kräfte ausdrückt - so viel Zeit muß sein.

Liebe Ehemalige! Liebe Freunde!

Eure Klassenmutter ist tot!

Diesen Ehrentitel, der ihr nie offiziell verliehen worden ist, gibt es offiziell wohl auch gar nicht. Und doch haben ihn sicherlich einige, wenn nicht viele von Ihnen bzw. von Euch oft oder immer spontan gedacht oder mitgedacht, wenn sie meiner Frau begegneten oder wenn von ihr die Rede war. Da schwang Sympathie, wenn nicht gar ein wenig Liebe mit. Wohl als Antwort auf das, was ihnen allen von Seiten meiner Frau entgegenkam. Nicht nur während der sog. Klassenfahrten, die sie regelmäßig an meiner Seite mitmachte. Ob nun ans Steinhuder Meer (im Schlafsaal der Mädchen - denn früher gab es noch keine Einzelzimmer, auch nicht für Lehrer)-, ob in Kopenhagen, ob in Merzig an der Saarschleife („Herr Ma., wir fühlen uns beaufsichtigt...!“), ob in Cochem an der Mosel, in München, ob die mehreren Male auf den Reisen nach Prag und in die CSSR oder ob nach Flensburg und in die norddeutsche Landschaft mit Abstechern nach Dänemark.

Ich sehe es noch wie gestern, wie sie - während eines Aufenthalts beim damals immer etwas komplizierten Grenzübergang nach Tschechien hinein - wie sie plötzlich, wie magisch gezogen, irgendwohin entschwand und - heftig gestikulierend und alle herbeiwinkend - mit niemand Geringerem als - Karel Gott an der Hand wieder erschien, den sie erspäht hatte, um ihn sofort - zum Zwecke eines Erinnerungsfotos zusammen mit unserer Gruppe - spontan entschlossen, ja: zu „requirieren“.

Oder ich sehe sie die Schnittwunden durch die Scherben einer Bierflasche versorgen helfen, entstanden durch einen dummen Zufall während eines fröhlichen Klassen-Nachmittags auf unserem kaum erst bezogenen Grundstück in Romrod.

Wo auch immer es nötig wurde, war sie - und sie war eigentlich mit Ausnahme des Unterrichts in der Schule immer dabei - war sie helfend und hilfreich zur Stelle und zur Hand.

Wo ich war, da war auch sie. Und wo immer und sofern ich für Euch da war, war sie es auch. Dort, wo mein Herz daran hing, da war auch das ihre anzutreffen.

So habt Ihr sie - die einen vielleicht mehr, die anderen weniger - kennen- und vielleicht auch ganz unmittelbar ein wenig „lieben“ gelernt. Denn wer ihr begegnete und unmittelbare Eindrücke von ihr empfing, der konnte eigentlich nicht anders, als sie zu mögen, ja - sie - und das in einem ganz unschuldigen Sinne - zu „lieben“. Und wie sehr traf das erst auf mich zu. „Lieben“, das ist bei mir, der sie annähernd 60 Jahre, und zwar lebend und lebendig und ununterbrochen aus nächster Nähe, gekannt hat, ihr ständiger Begleiter und Gefährte war, 52 Jahre lang als ihr Ehepartner - „lieben“ ist wohl bei mir das allein zutreffende Wort für meine Empfindungen und für mein Verhältnis zu ihr. Und das umso mehr, als ich mir dessen sicher sein konnte, daß ihre Empfindungen für mich den meinen für sie mindestens entsprachen.

Doch - was ist „lieben“?

„Lieben“ ist zuerst einmal - und das vordringlich, einschränkungslos und wesentlich - daß man sich gegen- und wechselseitig die „Treue“ gelobt - und sie auch hält. „Treue“, entstanden aus dem gotischen Wort „triggwa“, was da bedeutet „der Bund, das Bündnis“. Und das Wort „lieben“ selbst ist verwandt mit dem Grundwort „-lauben“, z.B. in „ge-lauben“ gleich „glauben“. Entstanden aus idg. „-lub“ in der Bedeutung „etwas oder jemand für lieb und wert halten“, verwandt mit „glauben, loben, er-lauben“ u.a.m.

Die Liebe auf der Grundlage von Treue hat also ursprünglich mit der heute ausschließlich so verstandenen Bedeutung von erotisch-sexueller Attraktivität und einem demgemäßen Verhalten - noch dazu nur so lange, wie der Reiz reicht bzw. „der Bock“ anhält - Liebe hat also damit nichts oder doch nur sehr bedingt etwas zu tun. Sondern „Liebe“ bezeichnet ursprünglich einen Bund unbedingten Zueinanderstehens und

Zueinanderhaltens, auf den sich die Partner verlassen können. Ohne die Furcht haben zu müssen, durch einen einseitigen Bruch des bestehenden Bundes sich als Person entwertet und - entwürdigt zu erleben. Diese Liebe also besteht in ihrem Wesen nicht aus den Freuden und der Lust an Sexualität, die, wenn sie nicht um ihrer selbst willen getrieben wird, eine durchaus wunderbare körperliche Ausdrucksweise einer seelischen Liebe zu sein vermag - sondern diese hier gemeinte, die eigentliche Liebe besteht aus dem so ungemein selbstsichernden Gefühl des Vertrauens aufeinander. Das sich auf vielfältige Weise einer zarten und subtilen körperlichen Kommunikation mitzuteilen vermag. So z.B. mittels des ganz unspektakulären, verstohlenen Suchens der Hand des Anderen und des diese zärtlich Umschließens - oder des sich in sie vertrauensvoll Hineinschiebens - einerlei ob nun in einer positiv oder negativ empfundenen Alltagssituation. Überall dort, wo das unmittelbar-spontane Bedürfnis entsteht, sich seiner selbst, ob nun in unmäßiger Freude oder in unerträglichem Leid, sich seiner selbst zu versichern, indem man nach einem Halt sucht. Oder des Nachts, nach einem u.U. schrecklichen Traume, die unter der Decke hindurch suchende Hand nach derjenigen des Anderen - oder das Halt und Hilfe suchende Bein nach demjenigen des geliebten Menschen - immer in dem zugleich unmittelbar-sicheren Wissen, diesen Halt dort auch zu finden. Oder das enge, an den Körper des Anderen geschmiegte Sitzen - und dabei den Kopf auf die Schulter des Anderen gelegt („...put your head on my shoulder...“). Nie vorher habe ich etwas von der Wahrheit auch von Schlagertexten gewußt wie nach dem Neujahrstage 2006, als wir im Gang des Krankenhauses wartend saßen, nur 2 Stunden vor ihrem so gänzlich unerwarteten Tode.

Uns war diese Liebe geschenkt. Und sie war etwas zutiefst Beglückendes. Wir wußten es, je weiter die Jahre vergingen - und waren voller Dankbarkeit dafür. Der Öffentlichkeit gegenüber fürchteten wir wegen unserer grundlegenden Übereinstimmung beinahe als langweilig zu erscheinen. Manche von Euch, die uns in unserem Häuschen zu besuchen pflegten, erlebten uns deshalb häufig als ein Paar, das sich, dem äußeren Anscheine nach, ständig aneinander rieb und sich kabbelte. Meine bekannte, auch berüchtigte Neigung, sprachliche Unpräzisionen zu monieren oder gar zu korrigieren, spielte ich betont aus, worauf meine Frau, jedesmal ganz prompt

schlagfertig, zurechtweisend reagierte. Dieses Spielchen vermochte Euch als Besucher allerdings höchstens nur beim ersten Male zu irritieren, dann hattet Ihr es als das durchschaut, was es eigentlich war, und begannt, es als solches zu genießen. Und erwartetet es bereits, kamt Ihr mal wieder.

Hatte uns dann der Besuch verlassen, nahmen wir uns an den Händen, schauten uns lächelnd und in völliger Übereinstimmung an und sagten: Da haben wir aber wieder mal unsere Vorstellung gegeben... So war das bei uns. Und jeder wußte: eigentlich geht kein Blatt Papier zwischen uns.

Meine - und eben auch ihre Zuwendung an Euch alle, an jeden von Euch, ist über die Schulzeit hinaus erhalten geblieben, ja - hat sich wohl erst danach wesentlich vertieft. Und Ihr habt es erlebt und erfahren. Das war so vielfältig und zahlreich, daß meine liebe Frau manchmal ein wenig den Überblick verlor, wenn es darum ging, die einzelnen Ehemaligen den Schul- und Abiturjahrgängen zuzuordnen. Wie oft sagte sie deshalb zu mir: Du mußt mir mal die Mitglieder der ehemaligen Klassen aufschreiben, damit ich weiß, wo die einzelnen hingehören.

Doch derartige Listen, wenn sie überhaupt entstanden, wurden meistens verlegt oder gingen verloren. Wesentlich dagegen blieb, daß sie, meine Frau, die einzelnen als Ehemalige erkannte und wahrnahm, wenn sie ihnen - meistens auf ihren ausgedehnten Einkaufswegen in Alsfeld - begegnete. Wovon sie mir jedesmal, und zwar vor allem anderen, berichtete.

Ich sehe, nein - erlebe es, erinnernd, noch heute, als wäre es gestern, wie sich, nach einem Besuche bei uns zu Haus, eine Ehemalige, längst eine liebe Freundin, vor mir aufbaute, den Zeigefinger ihrer rechten Hand wie mahnend gegen mich erhob, und sehr betont zu mir sprach: „Und das eine will ich Ihnen sagen: wenn Sie jemals Ihre liebe Frau schlecht behandeln - dann kriegen Sie's mit mir zu tun...“.

Nichts vermag das liebevolle Verhältnis so mancher Ehemaliger zu meiner geliebten Frau besser zu veranschaulichen als diese lebenswerte kleine Episode.

Meine liebe Frau war von ihrer innersten Natur ein dem Wahren,

dem Guten und dem Schönen nicht nur zugetaner, sondern von ihnen erfüllter Mensch. Die Liebe zum Wahren, Guten und Schönen gehörte nicht nur zu ihr wie eine erworbene Eigenschaft, sondern sie machte ihr Wesen aus. Und sie stellte das nicht etwa demonstrativ zur Schau, sondern lebte gemäß dieses ihres Wesens in aller Stille und Bescheidenheit, wie es ihre Art war. Sie konnte nicht anders, als das Wahre, Gute und Schöne zu bekennen und danach zu leben, wo immer diese Werte gefragt und gefordert waren, für sie also immer und überall. Insbesondere - was den Wenigsten bekannt gewesen sein dürfte - gehörte ihre Liebe dem Schönen auf dem Gebiete der Kunst. Und dort vorzugsweise der Musik - und in Gestalt des die Musik nachschaffenden Tanzes. So galt den großen, insbesondere klassischen Ballett-Musiken und ihrer tänzerischen Umsetzung ihre liebevolle Begeisterung.

Sie hätte wohl - wären die äußeren, durch diverse Zeit-Ereignisse bedingten Umstände ihres Lebens dem günstiger gewesen - ihre Liebe zum Tanz gern zur Grundlage eines irgendwie gearteten beruflichen Lebens gemacht. So aber blieb ihr nur die Liebe der betrachtenden, nachempfindenden Kunstliebhaberin und -genießerin, die sie, wann und wo es nur ging, mittels Theaterbesuchs oder Fernsehübertragung zu befriedigen suchte.

Mit zunehmendem Lebensalter geriet ihre Liebe zum Wahren, Guten und Schönen, geriet also sie - mit der oft sehr häßlichen Wirklichkeit, deren Umfang und Präsenz durch die sich in ihrer Effektivität ständig entwickelnde Medienwelt noch als multipliziert erscheint, in einen immer schärferen Gegensatz. Häßliches, gar brutales Sich-verhalten und Handeln von Menschen gegeneinander verursachten ihr - und zwar deutlich spürbar - Unbehagen, Schmerz und Abscheu, ja - Ekel.

Ihr, die selber nichts als Zuwendung für andere, Liebe und Treue kannte und sich von ihnen leiten ließ, die - zwar schreckt man unwillkürlich davor zurück, als drohe man deshalb in Hybris zu fallen, und bleibt dann doch bei dieser Wahl der ursprünglich spontan gewählten Attribute - die selber also absolut verlässlich und zuverlässig war (wenn auch in den ihr durch die irdische Natur vorgegebenen Grenzen) - ihr waren häßliches Verhalten und Handeln, ja wohl schon Empfinden und Denken, wie ein unmittelbarer Angriff auf ihr innerstes Wesen.

Die Vorstellung deshalb allein, sie hätte jemals wen auch immer absichtlich-wissentlich betrügen oder - im umfassenden Sinne dieses Wortes - verletzen, ihm Schaden tun können - vor einer solchen Vorstellung allein zuckt man zurück wie vor einem Frevel.

Vor Jahren, es mögen etwa 15 sein, unternahmen wir eine mehrtägige Fahrt nach Bamberg. Wir schauten uns viel an und erlebten auch Unvorhergeplantes. So z.B. ganz zufällig das Proben der Bamberger Symphoniker: ein Labsal für unsere Seelen. Und wir besuchten fast alle Kirchen Bambergs. Und absolvierten damit gewissermaßen eine Tour d'Horizon durch die Geschichte der Baustile und die sie tragenden und ausdrückenden Weltansichten. Fast als letzte hatten wir uns die St. Michaels-Kirche samt Benediktiner-Kloster aufgespart. Wir erstiegen dafür den Klosterberg, nahmen die großartige Kirche mit ihrer eigenwillig-originellen Innen-Gestaltung in Augenschein, traten schließlich wieder ins Freie und begaben uns an die Mauer, welche die Kuppe des Michaelsberges umschließt. Es war ein schöner Tag. Meine Frau stand und blickte stumm-ergriffen in die Weite hinaus. Und dann brach sie plötzlich in die Worte aus - und Begeisterung und Sehnsucht schwebten darin: „Und da hinten“, sie unterstrich es mit einer Arm- und Handbewegung, „da hinten, da ist - die Entfernung!“

Wir haben, kaum hatte sich ihre Ergriffenheit wieder gelegt und war einer normalen Gefühlslage gewichen, wir haben über diese Formulierung herzlich gelacht.

Aber derart putzig wirkende, aus dem Augenblick geborene Aussagen, so ganz unverstellt etwas von ihrem innersten Wesen widerspiegelnd, waren bei ihr nicht selten - und vermochten mit ihrer im Alltag ungewohnten Sprachgebung, lauschte man ihr nur unvoreingenommen nach, unerwartet tiefe Wahrheiten zu offenbaren. „Und da hinten - da ist die Entfernung...“ Es ist mir erst viel später aufgegangen: in diesem Moment hatte eine Seele ihre Heimat entdeckt.

Nicht etwa daß sie eine Welt- und Realitäts-Flüchtige gewesen wäre. Hat sie doch, fast 79 Jahre lang, tapfer und allzeit klaglos das ihr beschiedene Leben akzeptiert und die mit ihm gegebenen Pflichten mehr als erfüllt, und zwar indem sie allem gutwillig Lebenden herzlich zugewandt war. Aber - in ihr

lebte mehr als nur dieses. Das wurde in solchen seltenen, vom Kairos, dem glücklichen, begnadeten Augenblick berührten Situationen offenbar.

Umso tiefer und schmerzlicher ist der Verlust eines solchen Menschen, der während eines gemeinsamen Lebens von annähernd 60 Jahren zum Teil des eigenen Lebens, ja des eigenen Wesens geworden ist. Es ist wie die aus dem Nichts heraus schlagartig-plötzlich erfolgende Total-Amputation. Wie ein gewaltiger Hieb, der Dich von Kopf bis Fuß durchtrennt - und Dich mit klaffender, nie heilender Wunde zurückläßt, an welcher der scharfe Zugwind des irdischen Alltags unaufhörlich und unabänderlich frißt.

Man hatte mich an ihr Bett in der Intensiv-Station geholt, wo man annähernd zwei Stunden um ihre Wiederbelebung gerungen hatte. Vergeblich. Zu gewaltig war der Infarkt. Der letzte Hauch, man sah es an dem schwindenden grünen Lichtsignal auf dem Bildschirm des Kontrollgeräts, entwich ihrem Körper. Der lag da, unter der Decke kaum mehr wahrnehmbar, klein und winzig, ein beinahe armseliges Nichts. Sollte das sie sein, die noch vor gut zwei Stunden mit der alles ausfüllenden und umhüllenden Wärme ihrer Liebe neben mir gesessen hatte? Wo war sie hin? Das konnte nicht sein. Das, was da lag, das war nicht sie, gehörte zwar zu ihr, war aber nur ein sehr erbarmungswürdiger Rest, etwas von ihr, aber nicht sie.

Ich verließ, tränenüberströmt, an der Seite den diensttuenden Oberarzt, das Krankenhaus. Doch es war mir so, als ob ich sie dort nicht zurückgelassen hätte. Zwar wußte ich, daß sie nicht mehr bei mir war, wußte aber auch, daß sie deshalb nicht nicht mehr war. Diese mit ihrer Liebe und allen ihren spür- und fühlbaren Eigenschaften mächtige Persönlichkeit, die mit ihrer alles umhüllenden Präsenz zu meinem Leben gehört hatte - sie konnte unmöglich, wie es ein Jemand ausgedrückt hatte, nur ein Haufen Neuronen bzw. deren Funktion gewesen sein, eine Funktion also dessen, was da als kümmerliches Häufchen Körper im Krankenhaus zurückgeblieben war. Das erfüllte mich als eine Gewißheit. Es war aber trotzdem nicht weniger schmerzlich, weil ich ihr derzeitiges Sein zwar wußte, es mir aber trotzdem entzogen war. Und zwar wohl absolut.

An der Trauerfeier und an der Urnenbeisetzung in Romrod hatten sehr viele von Euch teilgenommen und meiner lieben Frau damit liebevoll die sog. letzte Ehre erwiesen. Der liebenswürdig-interessierte Ortspfarrer hatte das, wie er mir später sagte, erstaunt und bewundernd zur Kenntnis genommen.

Darüber hinaus erreichte mich eine Vielzahl von Beileids- und Trostbekundungen auf dem Wege der Post. Vielen Briefen waren Broschüren mit Texten des Trostes und der religiösen Hoffnung beigelegt. Unter anderen eine Broschüre mit drei Vorträgen einer Autorin, die mir aus mehreren ihrer Bücher zwar bekannt war, diese drei Vorträge allerdings waren mir neu.

Der Name der Autorin: Elisabeth Kübler-Ross. Einstmals junge Ärztin aus der Schweiz, die nach einigen Versuchen, ins Ausland zu gehen, schließlich in die USA, und zwar nach New York geraten war, dort eine Anstellung als Ärztin angenommen hatte und einen Amerikaner heiratete. Man hatte ihr, der jungen Neulingin, öfter den Dienst an Betten von Sterbenden zugewiesen, einen Dienst, den niemand sonst gern übernahm. Daraus wurde für sie schließlich - im wahrsten Sinne des bekannten Wortes, daß man aus der Not eine Tugend zu machen vermöge - daraus also wurde für sie, man muß es so sagen: eine Lieblings-Tätigkeit.

Sie beobachtete mit wachsendem innersten Interesse und großer menschlicher Zuwendung Sterbe-Vorgänge und dabei das Verhalten von Sterbenden. Darunter auch solcher, die zeitweilig als klinisch tot erkannt worden waren, aber wieder ins Leben, d.h. in dieses irdische Leben, zurückgekehrt waren. Elisabeth Kübler-Ross wurde auf diese Weise zur hauptsächlichen Begründerin der sog. Sterbe-, Todes- und Nahtod-Forschung. Sie schrieb Bücher über ihre Forschungen und wurde damit in aller Welt bekannt. Sie lehrte an Universitäten. Es dürfte sich auf der ganzen Welt, so hat man gesagt, keine zweite Wissenschaftlerin finden, die ebensoviele Ehrendoktorhüte verliehen bekommen hat wie sie. Und das wohlgerne für das Vertreten eines weithin für unseriös gehaltenen und auch so bezeichneten Forschungsgebietes, das sich der Frage nach einem Leben nach dem Tode widmete - man wird, präzisierend, hinzufügen müssen: nach dem irdischen Tode.

Elisabeth Kübler-Ross äußerte sich zum Begriff der Wissenschaftlichkeit ihrer Forschungen wie folgt: „Meiner Meinung nach ist derjenige wissenschaftlich ehrenhaftig, der das niederschreibt, was er herausgefunden hat, und außerdem darlegt, wie er zu seiner Schlußfolgerung gelangt ist. Man müßte mir volles Mißtrauen schenken und mich geradezu der Prostitution zeihen, wenn ich nur das veröffentlichen würde, was der allgemeinen Meinung gefällt.“

Ihre auf Grund eigener wissenschaftlicher Forschungen gewonnene Überzeugung drückt sie so aus: „Der Tod ist nur ein Übergang in eine andere Form eines anderen Lebens auf einer anderen Frequenz“, und: „Der Moment des Todes ist ein ganz einmaliges, schönes, befreiendes Erlebnis, das man erlebt ohne Angst und Nöte.“ Für sie bedeutet die Beschäftigung mit dem Tod nicht eine Flucht vor dem Leben, im Gegenteil. Die Einbeziehung des Todes in seine Gedanken läßt den Menschen bewußter und konzentrierter leben und bewahrt ihn davor, „nicht so viel Zeit für unwichtige Dinge“ zu vergeuden. Unser Leben im Erdenkörper, so bekennt Elisabeth Kübler-Ross, ist nur „ein ganz, ganz kleiner Teil unserer Existenz.“ Das persönliche Leben ist also nicht, wie es die materialistisch ausgerichtete Wissenschaft sieht, auf ein einziges Leben beschränkt, vielmehr ist dieses Erdenleben nur ein winziger Teil von einer individuellen Gesamtexistenz, die über unser irdisches Leben hinausweist.

Und dann berichtet Elisabeth Kübler-Ross von einem merkwürdigen Verhalten, das sie im Umgang mit Sterbenden an sich selber feststellte. Sie sagt: „Meine dritte und vielleicht subjektivste Beobachtung, die ich machte, bezog sich auf die Tatsache, daß ich zwar immer mit meinen Patienten engen Kontakt hatte und es mir selbst gestattete, mich ihnen mit ganzem Herzen und ganzer Liebe zu nähern. In einer sehr persönlichen und bedeutungsvollen Weise beeinflussten sie mein Leben und ich das ihre. Doch schon innerhalb von wenigen Minuten nach ihrem Tod waren meine Gefühle für sie verflogen, so daß ich mich darüber wunderte und mich selbst fragte, ob mit mir etwas nicht stimme. Wenn ich sie auf ihrem Sterbebett betrachtete, hatte ich das Gefühl, als ob jene jetzt wie bei Ankunft des Frühlings ihren Wintermantel abgelegt hatten, da sie ihn nicht mehr benötigten. Ich hatte dann die unglaubliche Gewißheit, daß es sich bei diesem toten Körper nur um eine Hülle handelte und mein geliebter Patient sich nicht länger auf jenem Bett

befand.“

Als ich das las, wußte ich, daß ich eine mit der ihren fast deckungsgleiche Erfahrung neben dem Sterbe- und Totenbette meiner geliebten Frau gemacht hatte - was für mich die Glaubwürdigkeit der berühmten Forscherin verstärkte.

Kurz: ich war also von innen her bereit, an das Weiterleben meiner Frau zu glauben - wobei „glauben“ nicht heißt „nicht wissen“, sondern „unmittelbar wissen“. Aber: es war ein Weiterleben in einer anderen Seinsweise als in der bisherigen irdischen und bedeutete für mein eigenes, noch andauerndes irdisches Dasein, daß meine Frau für mich körperlich, also für mit meinen Sinnen fühl- und wahrnehmbar, nicht mehr existierte. Der Platz mir gegenüber am Frühstückstisch blieb für immer gähnend leer. Die körperlich spürbare Nähe neben mir im Auto war während der Fahrt nicht mehr vorhanden. Und wenn ich mir hundert- und tausendmal vorsagte, daß sie nicht tot sei, sondern auf eine mir nur unzugängliche Weise weiterlebte - diese andere Seinsweise blieb für mich unbetretbar und hob meine Einsamkeit und meine unerfüllte Sehnsucht nach ihrer gefühlten Nähe nicht auf. Zwar blieb mir die Hoffnung auf ein irgendwann zukünftiges Wiedersehen, aber in meiner irdischen Gegenwart war das nichts als eine Hoffnung. Deshalb war der Antrieb zum irdischen Weiterleben für mich nicht groß.

Da erhielt ich im Februar 2006 einen Brief aus New Jersey in den USA. Absenderin war eine ehemalige Studienreferendarin, die seit Jahren mit Mann und Tochter in Amerika lebt, eine menschlich überaus liebenswerte junge Kollegin, die mich insbesondere mit ihrer zwar nie aufgetragenen, aber nichts desto weniger ganz offen und ehrlich gelebten christlichen Gottgläubigkeit beeindruckt. Sie schrieb mir, indem sie auf den Tod meiner Frau einging, wörtlich: „Gott wollte Ihre liebe Frau zuerst holen. Sie haben offensichtlich noch einen Auftrag zu erledigen.“

Diese Aussage hat mir zu denken gegeben. Und obschon ich derzeit noch keine Vorstellung davon habe, worin bzw. woraus dieser Auftrag bestehen könnte, entnehme ich diesen sinngläubigen und damit hoffnungsvollen Worten viel Trost und vertraue ganz auf den in ihnen angesprochenen Willen Gottes. Und will weiterleben, solange es Ihm für mich als angemessen

erscheint. Und bin zugleich dankbar für diese Worte einer echten Freundin sowie dafür, daß einem Gott zur rechten Zeit solche Freunde schickt.

Mag sein, daß der von ihr angesprochene gottgewollte Auftrag für mich schlicht darin besteht, einfach „da zu sein“. Z.B. um mir wohlwollenden Freunden und lieben Mitmenschen auch durch mein - und zwar greifbares - Vorhandensein so lange wie möglich die Ruhe und Sicherheit ihres gewohnten verlässlichen Lebens bewahren zu helfen. In Form des beruhigenden Gedankens: ihn gibt es ja auch noch (gemäß des Popular-Klassikers „Lebt denn der alte Holz-Michel noch...? Jaaa, er lebt noch, er lebt noch, er lebt noch...“).

Das drückten in der Tat mehrere Briefschreiber auch, sinngemäß, so aus: Man dächte an mich und freute sich, daß ich es in diesem Leben noch gäbe - und daß ich immer noch an ihnen interessiert sei und sie ein wenig an meinem Leben teilnehmen ließe.

Oder mag es in der Form sein, daß ich als ein jeder Zeit auffindbarer Gesprächspartner, bei irgendwie entstehendem Bedürfnis nach einem solchen, da bin.

Solche „Aufträge“ - es muß ja nicht immer gleich etwas Spektakuläres sein - wären ja wohl wert, verantwortlich an- und wahrgenommen zu werden.

Wie auch immer: ich unterwerfe mich dem Willen des für uns Unerforschlichen und werde, so lange es Gott bestimmt, leben. Immer bemüht, dem großen Vorbild meiner geliebten Frau, nämlich: trotz aller Widrigkeiten seine Pflicht zu tun, keine Schande zu machen. In diesem Sinne habe ich im Dezember mein achtens Lebensjahrzehnt vollendet und gedenke auch danach jeden vor mir liegenden Tag - bis zu dem mir bestimmten Ende - zu bestehen.

Warum spreche ich von alledem - möglicherweise die Geduld der Zuhörer über Gebühr belastend - warum trage ich es Euch überhaupt vor?

Es geschieht nicht, um etwa gezielt Trauerstimmung zu provozieren. Laßt Euch nicht dadurch irritieren, sondern schert

Euch nicht darum, wenn mich immer wieder die Rührung übermannt. Ich selber mußte mich inzwischen daran gewöhnen, daß ich seit dem Neujahrstage 2006 so viel geweint habe, wie wahrscheinlich in 79 Jahren davor zusammengenommen nicht. Und das, ohne es verhindern bzw. disziplinieren zu können. Doch ich sehe es mir nach: erinnere ich mich doch des vorgeblich weisen Wortes, daß nur starke Männer weinen - weil nur sie den Mut dazu hätten. (In Parenthese: womit übrigens auf mäßig raffinierte Weise, gewissermaßen durch eine willige Hintertür, die geglaubt verloren gegangene Vorrangstellung des Machos - gemäß seines Rollenverständnisses - wieder hergestellt wäre.)

Ich trage es Euch auch nicht vor, um mich etwa in der Rolle des bemitleidenswerten Verlassenen darzustellen. Denn das wäre eine geschmack- und pietätlose Instrumentalisierung des Todes meiner Frau.

Ich tue es auch nicht um der Image-Pflege eines ehemaligen Lehrers und gnadenlos alternden Pädagogen willen. Dieses ehemals bestehende sog. Lehrer-Schüler-Verhältnis betrachte ich seit vielen Jahren als vom irdischen Leben, d.h. aber der Vergänglichkeit, überholt. Zumal manche von Euch bzw. von Ihnen inzwischen existenzielle Erfahrungen vielleicht viel schwerwiegenderer und entsetzlicherer Art haben machen und deren Folgen durchstehen müssen als ich. Mir also auch darin - sofern das bei Derartigem überhaupt möglich ist - also in Lebenserfahrung voraus sind - so daß eher ich von ihnen lernen könnte.

Und ich spreche von alledem auch nicht aus irgendeiner anderen vordergründigen oder gar hinterhältigen Absicht.

Sondern: ich tue es einmal um des völlig unzweideutigen Gedenkens an einen lieben Menschen willen, nämlich an meine geliebte Frau.

Zum anderen spreche ich zu Euch davon, weil es unter Freunden so sein sollte, einander mitzuteilen, wie man selber mit einer schwerwiegenden existenziellen Situation umgeht und sie möglichst sinnvoll zu bestehen versucht.

So wie viele von Euch durch ihre Anteilnahme in Form von Briefen und beigefügten Texten im Grunde mich haben erkennen

lassen, wie sie selber mit einer vergleichbaren Situation umgehen möchten, möglicherweise bereits umgegangen sind - mir damit gleichsam einen Weg andeutend, den man dafür gehen könnte, so deute ich Euch an, wie ich ihn in einer solchen Situation zu gehen versuche.

Es sind der Versuch und das Unterfangen, sich wechsel- und gegenseitig in unser aller Schicksal, nämlich dem der irdischen, vergänglichen Existenz, zu stützen und sich zu helfen, mit Vergänglichkeit und Tod möglichst hoffnungsvoll und sinnerfüllt umzugehen. Ein solcher Versuch wird - gemeinsam, mit Freunden zusammen unternommen - leichter.

Damit beschließe ich meine Rede - und danke Euch bzw. Ihnen, daß Ihr mir zugehört habt. Schon das allein tut meiner Seele in meiner Situation wohl.

Danke.

Hans-Günter Marcieniec
Jägerstraße 1
36329 Romrod
Telefon 06636-210